

Mission, Dialog und Zeugnis

Zum Missionsdekret des Zweiten Vatikanischen Konzils

Josef Neuner SJ, Poona (Indien)

In der vierten Sitzungsperiode des Konzils wurden zwei Dokumente behandelt und verabschiedet, die sich beide mit der Frage der Begegnung des Christentums mit den nicht-christlichen Religionen befassen, aber ganz verschiedene Haltungen auszudrücken scheinen: das Dekret „Über die missionarische Tätigkeit der Kirche“ und die Erklärung „Über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen“. Das Missionsdekret geht von der Einmaligkeit der christlichen Offenbarung und von der Heilsnotwendigkeit der Kirche aus. In ihrer missionarischen Aufgabe verkündet die Kirche die göttliche Wahrheit und ist Mittlerin des Heils; sie wendet sich gegen menschliche Irrtümer und Fehlwege und bringt der Menschheit, die unter dem Gesetz der Sünde steht, Erlösung und Gnade. Das Schlüsselwort für die Erklärung „Über das Verhältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen“ hingegen lautet Dialog. Dialog aber bedeutet nach allgemeiner Auffassung Gespräch auf gleicher Ebene, unter gegenseitiger Anerkennung der verschiedenen Standpunkte. Die Kirche steigt hier gleichsam von ihrer erhöhten Kanzel herab und tritt in den Augen ihrer Partner in den Wettbewerb von Philosophien und Religionen, in dem es keinen Schiedsrichter gibt. Die beiden Haltungen scheinen sich auszuschließen. Sie scheinen außerdem verschiedenen Epochen der Geschichte anzugehören. Die *Mission* steht für die Zeit, in der die Kirche mit einem in der abendländischen Gesellschaft allgemein anerkannten Wahrheitsanspruch vor der Welt stand, die ganze Menschheit und ihre Geschichte vom Licht der Offenbarung aus beurteilte. Der *Dialog* aber gehört der modernen Zeit des Pluralismus mit ihrer Gleichberechtigung aller an, in der man sich mit der Verschiedenheit vieler Anschauungen abfinden und in fremdes Denken einleben muß, wo man lernt, jedem den nötigen Freiheitsraum für die Entfaltung des persönlichen Lebens, entsprechend seiner Überzeugung, einzuräumen.

Die beiden Konzilsdokumente, die aus der gleichen Konzilsperiode stammen, existieren also nebeneinander, ohne sichtbare wechselseitige Beziehung. Sie verkörpern gewissermaßen jene beiden Institutionen, die hinter ihnen stehen, ebenso ohne sichtbare Beziehung: Das Missionsdekret gehört in den Bereich der „Propaganda“, die seit mehr als drei Jahrhunderten das Missionswerk der Kirche leitet; die Erklärung über das Ver-

hältnis der Kirche zu den nicht-christlichen Religionen gehört in den Bereich des neu gegründeten Sekretariates für die nicht-christlichen Religionen (obwohl es nicht von diesem, sondern vom Sekretariat zur Förderung der christlichen Einheit [Kardinal Bea] vorbereitet wurde). Wie die beiden Dokumente, so existieren auch die beiden Institutionen nebeneinander, ohne daß ihre Kompetenz und ihr gegenseitiges Verhältnis sichtbar abgegrenzt wären.

Und doch sind beide Dokumente das Werk *eines* Konzils, und beide Institutionen sind Organe der *einen* Kirche. Also müssen Mission und Dialog doch in einem gegenseitigen Verhältnis stehen und miteinander verglichen werden können. Tatsächlich findet sich auch im Missionsdekrete vieles vom Geist des Dialogs, ja er ist dort sogar ausführlicher beschrieben als in der Erklärung für die Nicht-Christen. Umgekehrt ist auch in dieser Erklärung ausdrücklich von der Pflicht die Rede, „unaufhörlich Christus zu verkünden, der Weg, Wahrheit und Leben ist, in dem die Menschen die Fülle des religiösen Lebens finden sollen, in dem Gott alles sich versohnt hat“.

Offensichtlich aber verlangt dieses Nebeneinander von zwei Dokumenten und zwei Institutionen, von Dialog und Mission eine tiefere Reflektion. Man muß die Wurzeln beider im Wesen der Kirche finden, weil nur dann ihr Sinn im christlichen Leben und ihre Bedeutung für das Werk der Kirche verstanden werden kann.

I. Mission und Dialog

Man mag zuerst begrifflich nach dem Unterschied zwischen Mission und Dialog fragen. Mission bedeutet Sendung; sie ist immer mit Autorität verbunden. Die Sendung der Kirche ist die Weiterführung der Sendung Christi; sie hat letztlich ihren Ursprung in Gott dem Vater, der seinen Sohn zum Heil der Menschen in die Welt sandte. Die Apostel also verkünden Christus und stellen ihre Hörer unter die Autorität des Gotteswortes. Dabei weist die Kirche nicht bloß über sich hinaus auf die Autorität Gottes. Vielmehr erweist sie sich selber als Autorität; die Apostel sagen nicht nur, daß man Gott gehorchen müsse, sondern verlangen, selbst gehört zu werden im Namen Gottes. Sie beanspruchen dieses Recht, weil sie gesandt sind und des Beistandes des Geistes versichert wurden, Gottes Wort zuverlässig zu verkünden.

Mission besteht also in der Verkündigung der Heilsbotschaft an die Menschen. Sie geschieht mit Autorität, mit dem ausdrücklichen Anspruch, gehört zu werden, so daß das Heil des Menschen von der Annahme der Apostelpredigt abhängt: „Wer glaubt und sich taufen läßt, wird gerettet werden, wer nicht glaubt, wird verdammt werden“ (Mk 16,16). Diesen absoluten Anspruch, gehört zu werden, kann die Kirche aber nur da erhe-

ben, wo ihre Autorität schon irgendwie erkannt ist. Es ist sinnlos, Verdammnis denen anzudrohen, die eine Botschaft nicht annehmen, solange den Hörern der Botschaft nicht bekannt ist, daß die Verkünder das Recht haben, gehört zu werden.

Wie nun sollen die Hörer zur Erkenntnis dieser Autorität kommen? Dazu ist in erster Linie die innere Gnade nötig, die die Augen des Herzens öffnet. Aber es gibt auch den äußeren Erweis, all das, was wir als „Praeambula Fidei“ (Voraussetzungen des Glaubens) zusammenfassen. Schon die Apostel wiesen bei ihrer Verkündigung auf den erstandenen Herrn hin, ihnen selbst aber wurde im Zusammenhang ihrer Sendung die Wundervollmacht gegeben (Mk 16, 17). Die Kirche hat immer gelehrt, daß der Mensch, um in freier Zustimmung und persönlicher Verantwortung das Gotteswort annehmen zu können, die Autorität Gottes in der Kirche erkennen muß.

Wenn nun der Mensch die Autorität Gottes in der Kirche finden muß, dann muß die Kirche ihrerseits ihm den Weg dazu zeigen. Sie muß dem Menschen begegnen, schon bevor sie mit Autorität spricht. Wie soll denn sonst der Mensch überhaupt ihre Autorität erkennen? Und wie es im hörenden Menschen eine dem Glaubensakt irgendwie (wenigstens logisch) vorausliegende Erkenntnis der Autorität der Kirche gibt, so muß es auch in der Sendung der Kirche eine der autoritativen Verkündigung vorausliegende Tätigkeit geben, in der sie den Menschen menschlich begegnet, zu ihnen in einer Weise spricht, die unmittelbar verstanden wird, sie zum Gotteswort hinführt, ohne schon auf ihre Autorität zu pochen. Erst im Lauf des Gespräches mag sich die Autorität des Gotteswortes und der Kirche offenbaren.

So gibt es also vor der eigentlichen Verkündigung des Gotteswortes notwendig eine Gegenwart der Kirche, ein Gespräch, bei dem die Autorität ausdrücklich in Klammern gesetzt wird. Dabei hält die Kirche ihre Autorität nicht bloß aus pädagogischen Gründen einstweilen im Hintergrund, sondern begegnet den Menschen auf gleicher Ebene, da sie ja doch keinen Gehorsam verlangen kann, solange ihre göttliche Sendung noch nicht erkannt ist. Eben diese Begegnung auf der Ebene von Mensch zu Mensch, das Gespräch ohne besonderen Anspruch, nennen wir Dialog.

Es gibt also einen wesentlichen Unterschied zwischen Mission und Dialog: In der missionarischen Verkündigung spricht die Kirche mit dem Recht ihrer Sendung, im Dialog klammert sie ihre Autorität aus. Trotzdem gehört der Dialog wesentlich zur Sendung der Kirche. Die Kirche kann ihren Auftrag, Christi Heil zu verkünden und zu bringen, niemals vergessen. Sie kann deshalb ihr Gespräch nie zum Austausch unverbindlicher Meinungen werden lassen. Immer ist sie das Zeichen des Heils; aber sie

muß den Menschen Zeit geben, im Zeichen das Heil zu erkennen und zu ergreifen. In ihrem Gespräch muß sie behutsam zu diesem Heil hinführen.

Diese verhüllte Weise der Gegenwart, dieses behutsame Sprechen, hat seine Vorbilder in biblischen Szenen, die für den Boten Christi bedeutsam sind: Schon zu Abraham kam der Engel Gottes in der Verkleidung des Gastes. Tobias wurde von Raphael in den Fährnissen seiner Reise begleitet, und erst nachdem er die Klugheit seines Rates und den Segen seiner Gegenwart im Übermaß erfahren hatte, erkannte er in ihm den Engel Gottes. Jesus begleitete die Jünger auf dem Weg nach Emmaus, und erst als ihr Herz brannte, gab er sich ihnen zu erkennen. Der Dialog Jesu mit der Samariterin könnte als Paradigma für den Fortschritt vom Dialog zur Verkündigung dienen: Jesus beginnt auf rein menschlicher Basis mit ihr zu reden, als Fremdling; er beginnt nicht mit Belehrungen und Forderungen, sondern mit der Bitte um einen Trunk Wasser. Erst langsam wächst sein Wort aus dem menschlichen Dialog in die Dimension der Heilsbotschaft, durch die er sie zum Glauben führt.

Solche konkreten Beispiele sind mehr als bloß pädagogische Episoden. Der Dialog ist keineswegs nur eine klug erfundene Technik, mit der man sich des Wohlwollens des Hörers versichert und ihn langsam gewinnt. Er ist vielmehr im Wesen der Offenbarung selbst begründet, im Geheimnis Christi. Die Botschaft des Heils in Christus ist im österlichen Geheimnis enthalten: im Todesleiden Christi, in dem die Sünde enthüllt, verurteilt und gesühnt wird, und in der Erhöhung des erstandenen Herrn, der an Gottes Herrlichkeit teilhat. Deshalb steht das österliche Geheimnis in der Mitte des Lebens und der Verkündigung der Kirche. In ihm muß der Mensch Gott finden und sich selbst: Gott, den Richter und Erlöser, der uns aus Tod und Sünde ins Heil ruft, und den Menschen, der als Sünder nicht bestehen kann, der aber in Gott Heil und Leben findet. Das ist das Heilsgeheimnis Christi. Aber wie sollen wir Menschen an dieses Geheimnis herankommen? Es ist doch nicht ein philosophisches System, das sich begrifflich lehren und erlernen läßt, sondern ein Verständnis des Menschen, das auf jeder seiner Stufen gelebt und erfahren werden muß; es ist nicht ein Begriff von Gott, sondern die lebendige Begegnung mit ihm. Christus mußte also dieses Heil nicht bloß lehren, sondern es leben und leidend für uns fruchtbar machen. Er mußte einer von uns werden, damit wir in ihm den Sinn unseres Daseins – was wir sind und was unsere Berufung ist – erkennen und unser neues Leben in Gemeinschaft mit ihm und in der Nachfolge seines Weges leben können.

Weihnachten ist das Fest des Eintritts Gottes in unsere menschliche Gemeinschaft, bei dem er alle Macht verhüllt. So sehr ist er einer von uns geworden, daß wir immer wieder in Gefahr sind, dieses Fest zu humani-

sieren. Aber ohne sein Kommen wäre er nicht unser Bruder. Nur da er als Mensch unser Dasein auf sich genommen hat, konnte er an sich selber den Abgrund unseres menschlichen Daseins und die Höhe unserer Berufung aufzeigen. Das geschah in Passion und Auferstehung, im Ostergeheimnis. Nun, da ihm als Kyrios alle Gewalt gegeben ist, wird er auch die Mitte seiner Kirche, der Quell aller Wahrheit und Gnade, der seinen Geist sendet; nun kann er auch seine Jünger ausschicken, um den Völkern die Heilsbotschaft zu bringen und sie in der Gemeinschaft der Kirche zu sammeln; das ist das Pfingstfest.

So ist also mit dem Geheimnis Christi auch das Geheimnis der fortschreitenden Verkündigung des Heils in den Festzyklus des Jahres eingegangen: Weihnachten ist das Fest des Dialogs, der verhüllten Gegenwart, der menschlichen Gemeinschaft; Ostern ist das Fest der Verkündigung, des Heils in Christus, und Pfingsten ist das Fest der kirchlichen Gemeinschaft. Es sind die drei Phasen, in denen sich das Missionswerk der Kirche immer vollziehen muß. Seine Mitte ist immer die Verkündigung des österlichen Heilsgeheimnisses; diese Verkündigung aber muß vorbereitet sein durch den weihnachtlichen Dialog, in brüderlicher Gegenwart und Gemeinschaft, sie muß vollendet werden in der Kirchlichkeit des Pfingstfestes.

II. Die Bedeutung des Dialogs und des Zeugnisses

Aus solchen Erwägungen ergibt sich, daß das Verhältnis von Dialog und Mission nicht in erster Linie in einer zeitlichen Abfolge besteht, in pädagogischen Stufen, sondern daß beide im Wesen des Heilsgeheimnisses begründet sind. Das ganze Geheimnis Christi muß immer gleichzeitig in der Kirche gegenwärtig sein. Aber man darf Dialog und Mission nicht willkürlich vermischen; beide haben ihre gesonderte Bedeutung, über die noch Genauereres gesagt werden muß.

In der Diskussion des Missionsdekretes in der Konzilsaula wurde vorgeschlagen, den Abschnitt über das christliche Zeugnis und den Dialog nicht in einem gesonderten Artikel zu behandeln, sondern in den Zusammenhang der christlichen Verkündigung selbst einzufügen, eben weil das christliche Zeugnis nicht nur eine einleitende Phase der Verkündigung darstelle, sondern zu ihrem Wesen gehöre und deshalb auf allen Stufen des Missionswerkes da sein müsse. Das Anliegen ist durchaus berechtigt. Wenn die Kirche einmal bloß noch lehrte, ohne mit den Menschen in brüderlichem Gespräch zu stehen, ohne das Zeugnis des Lebens und der Kraft des Geistes zu geben, dann wäre sie zur bloßen Lehranstalt abgesunken. Das christliche Zeugnis muß also immer mit der christlichen Verkündigung verbunden bleiben. Trotzdem ist die gesonderte Behandlung von

Dialog und Zeugnis gerade in unserer Zeit, in der Welt der Missionen, von größter Bedeutung.

Es gab Zeiten, in denen die Kirche auf den Dialog nicht viel Wert legte. Sie war eben in ihrer Lehrautorität allgemein anerkannt – oder sie setzte diese Anerkennung wenigstens voraus – und brauchte sich deshalb bei den Menschen nicht erst einzuführen. Wie immer es aber in früheren Zeiten oder in christlichen Ländern gewesen sein mag, in der heutigen Welt, und vor allem in der unendlich weiten nicht-christlichen Umgebung der Missionsländer, muß die Kirche zuerst überhaupt gegenwärtig werden. Das geschieht nicht allein durch einige Missionskirchen, die weit übers Land verstreut sind, sondern durch das Gespräch: Die Kirche muß zum geschätzten Gesprächspartner werden, dessen Ernst und Weisheit man anerkennt. Im Verlauf dieses Gespräches kann dann auch die göttliche Sendung der Kirche aufscheinen, aber zuerst muß die Kirche im Leben des Volkes präsent sein. Das ist ein entscheidendes Anliegen der heutigen Missions-situation.

Deshalb hat das Missionsdekret mit Sorgfalt gerade diese Abschnitte über das christliche Zeugnis und den Dialog entwickelt. „Um allen Menschen, so heißt es da (n. 10), das Geheimnis des Heils und das aus Gott stammende Leben anbieten zu können, muß sich die Kirche all diesen Gemeinschaften (die Christus noch nicht kennen) einpflanzen.“ In dieser Umwelt müssen die Christen „den neuen Menschen, den sie in der Taufe angezogen haben, und die Kraft des Heiligen Geistes, der sie in der Firmung gestärkt hat, offenbaren“ (n. 11). Sie müssen zu diesem Zweck allen Menschen „in Achtung und Liebe verbunden sein“. Sie sollen sich auch „mit ihren nationalen und religiösen Traditionen vertraut machen; mit Freude und Ehrfurcht sollen sie die Saatkörner des Wortes aufspüren, die darin verborgen sind“. „In aufrichtigem und geduldigem Zwiegespräch sollen sie lernen, welche Reichtümer der freigebige Gott unter den Völkern verteilt hat; zugleich aber sollen sie sich bemühen, diese Reichtümer durch das Licht des Evangeliums zu erhellen, zu befreien und unter die Herrschaft Gottes des Erlösers zu bringen“ (n. 11).

Die deutlichste und wichtigste Auswirkung dieser Gemeinschaft ist die christliche Liebe: „Die Gegenwart der Christen in der menschlichen Gesellschaft muß von *der* Liebe beseelt sein, mit der Gott uns geliebt hat, der will, daß wir einander mit derselben Liebe begegnen. Denn die christliche Liebe erstreckt sich auf alle, ohne Unterschied der Nation, der sozialen Stufe oder der Religion; sie erwartet nicht Gewinn oder Dankbarkeit. Denn wie sich Gott mit ungeschuldeter Liebe uns zugewandt hat, so sind auch die Gläubigen in ihrer Liebe allein auf den Menschen bedacht, ohne Nebenabsicht“ (n. 12). Diese Liebe ist wirksam in der persönlichen Begeg-

nung von Mensch zu Mensch, sie ist aber auch die Triebkraft in Werken der Fürsorge, der Erziehung, des sozialen und wirtschaftlichen Aufbaus.

Charakteristisch für die christliche Liebe ist also ihre Absichtslosigkeit. Es ist falsch, sie als berechnetes Mittel einzusetzen, um neue Anhänger zu gewinnen. Der Vorwurf der gezielten Caritas, die nur Taufbewerber sucht, ist oft gegen die Missionen erhoben worden, längst nicht immer zu Recht. Das Missionsdekret verlangt, daß sich die christliche Liebe den Menschen selbst zuwende, ohne Nebenabsichten, und wären diese noch so heilig. Nur so ist sie ein echtes Zeugnis der Liebe Gottes, die uns Menschen gesucht hat. Ebensowenig aber ist christliche Liebe bloß humanitäres Wohlwollen, das sich auf den materiellen und sozialen Bereich des Lebens beschränkte. Christliche Liebe sucht den ganzen Menschen auch in seinem geistigen Bereich, gerade in seinem innersten Anliegen: in seinem Verhältnis zu Gott. Sie will das heiligste und beste Geschenk machen, das wir Menschen einander anbieten können: die persönliche menschliche Nähe und Güte, die Gemeinsamkeit und persönliche Verantwortung für einander. Sie stammt aus Gott. Da, wo ein Mensch dieser lauteren Liebe begegnet, findet er Gott: nicht einen Begriff von Gott, zunächst auch nicht die Forderungen Gottes, sondern einfach seine Nähe, die erste und einladende Erfahrung seines Heils. Das ist es doch, was Christus uns brachte: das Bewußtsein, von Gottes Liebe umschlossen zu sein. Irgendwie müssen die Menschen diese Erfahrung machen, wo immer sie leben und was sie auch glauben. Es geschieht in der christlichen Liebe. Sie ist christliches Zeugnis im reinsten Sinn und wird als solches erfaßt. Es gibt für sie keinen Ersatz, weil nur in ihr das Wesen Christi sichtbar wird.

Die Weise, in der diese Liebe sich zeigt, kann sehr verschieden sein. Man denkt zunächst an die Hilfe für die Armen und Leidenden; aber es gibt viele andere Weisen; die Liebe ist so vielgestaltig wie das Leben der Menschen, dessen Seele sie ja sein soll.

Die tatsächlichen Wirkungen des Zeugnisses der Liebe entziehen sich unserer Berechnung. Sie ist ja die Sprache Gottes, und niemand weiß, wie Gottes Wort die Herzen der Menschen erreicht. Das Missionsdekret umreißt nur die möglichen Auswirkungen dieses Zeugnisses auf dem Heilsweg der Menschen: „(Die Jünger Christi) lehren (im Dialog und im christlichen Zeugnis) religiöse und moralische Wahrheiten, die Christus mit seinem Licht erhellt hat. Sie öffnen auf diese Weise einen volleren Zugang zu Gott; es (das Zeugnis) ist eine Hilfe für die Menschen in der Erlangung des Heils durch die Liebe zu Gott und zum Nächsten; das Geheimnis Christi selbst beginnt aufzuleuchten, in dem der neue Mensch erschienen ist, der nach Gott geschaffen wurde, in dem Gottes Liebe sich geoffenbart hat“ (n. 12).

Die christliche Begegnung knüpft also an die religiöse und sittliche Welt des Gesprächspartners an, zu der der Christ seinen eigenen Beitrag zu leisten hat. Alles Wahre und Gute, das Gott in Menschenherzen geweckt hat, erhält im Licht des Evangeliums erst seinen vollen Sinn. Diese tiefere Erkenntnis bleibt nicht rein begrifflich; das christliche Zeugnis führt zum lebendigen Gott, es führt auf die Stunde der Entscheidung und des Heils zu. Denn wo der Mensch dem lebendigen Gott begegnet, steht er an der Schwelle des Heils: Er kann sich ihm verweigern, oder er kann sich ihm öffnen. Wenn er die rechte Antwort gibt in wahrer Liebe zu Gott und zum Nächsten, dann hat er sein Heil gefunden, auch wenn er Christus selbst noch nicht kennt. Denn eben die Hingabe an Gott ist der entscheidende Schritt auf dem Heilsweg. Dieser Weg führt ihn nicht etwa an Christus vorbei, sondern läßt ihn anfangsweise teilnehmen am Geheimnis Christi: er hat ja schon zu ahnen begonnen, was der neue Mensch ist, der in Christus erschienen ist; er hat auch die Gemeinschaft erfahren, die Christus uns gebracht hat. Er hat angefangen, sein Leben von diesem Geheimnis formen zu lassen.

Solche Begegnung ist notwendig, bevor ein Mensch die eigentliche Verkündigung des Gotteswortes vernehmen kann; ohne diese Erfahrung sieht er in ihr nur Intoleranz und Anmaßung. Nun aber muß er lernen, was es heißt, in Christus dem sündigen Menschen zu sterben, um für Gott zu leben; er kann diesem zentralen Geheimnis der Offenbarung nicht ausweichen. Er muß sich in der Taufe einfügen lassen in das Geheimnis des Sterbens Christi, um in ihm zu leben. Die Anleitung zu diesem weiteren Schritt gehört zur Verkündigung, in der die Kirche das Geheimnis Christi ohne Verkürzung und Abschwächung vorlegen muß. Dieser zweite Schritt aber wäre nicht möglich ohne die Vorbereitung durch das christliche Zeugnis und den Dialog.

Freilich spürte man bei manchen Bischöfen in der Konzilsaula eine gewisse Beunruhigung, daß nun zuviel Wert auf die vorbereitende Phase der Missionsarbeit gelegt werde, während man, wie sie fürchten, die eigentliche Verkündigung ungebührlich hinausschiebe. Solche Befürchtungen mögen hier und dort begründet sein, weil sich die Menschen zu allen Zeiten der Verkündigung des Evangeliums geschämt haben und man wohl auch heute dazu neigt, sich Theorien zurechtzulegen, mit denen man sich von der Erfüllung der missionarischen Pflicht zur Verkündigung entschuldigen kann. Die Betonung des christlichen Zeugnisses und Dialogs im Missionsdekret ist aber gewiß nicht als eine Abschwächung der missionarischen Verantwortung zu verstehen. Sie hat einen doppelten positiven Sinn: Zuerst sollen christliches Zeugnis und Dialog die Verkündigung vorbereiten oder überhaupt erst möglich machen – davon haben wir eben gespro-

chen; diese Aufgabe ist heute wichtiger als je zuvor. Diese Betonung des Zeugnisses bedeutet dann aber auch eine wesentliche Ausweitung der kirchlichen Sendung in viel weitere Dimensionen, über den kirchlichen Rahmen hinaus. Davon ist noch etwas zu sagen.

III. Zeugnis und Dialog in der heutigen Mission

Im Missionsdekret wird das christliche Zeugnis als Vorstufe zur eigentlichen Missionsarbeit dargestellt; so soll es auch sein. Aber eine realistische Betrachtung der heutigen Missionsarbeit kommt nicht an der Tatsache vorbei, daß ein großer Teil der Missionskräfte nicht bis zur eigentlichen Verkündigung der christlichen Botschaft vorstößt, sondern im Erziehungswesen, in sozialen Arbeiten und ähnlichen Tätigkeiten beschäftigt ist; ferner an der Tatsache, daß in vielen Situationen eine unmittelbare Verkündigung der christlichen Botschaft nicht möglich ist und nur Abwehr und Entfremdung hervorrufen würde.

Es geht nun hier nicht darum, zu beurteilen, ob in einer allgemeinen Missionsplanung mehr Gewicht auf die eigentliche Verkündigung zu legen wäre – das mag sehr wohl der Fall sein. Hier geht es darum, ein Wort über den Eigenwert des christlichen Zeugnisses zu sagen, das auf den vielen Gebieten der christlichen Liebe: der Fürsorge, Erziehung usw. gegeben wird.

Es wird gut sein, die missionarische Situation einmal nicht von der Kirche her, sondern mit den Augen der Nicht-Christen, etwa eines Hindu, zu sehen. Wie erscheint ihm das Christentum? Man wird in seiner Vorstellung sehr bald auf eine grundlegende Unterscheidung stoßen: die Unterscheidung zwischen Christus und der Kirche. Fast überall wird man tiefe Verehrung und Liebe für Christus finden, nicht nur weil eben der Inder in seiner synkretistischen Tendenz in seinem Pantheon auch für den Gott der Christen gern einen Platz bereit hält, sondern weil er in der Person Christi etwas von der Größe und Liebe des wahren Heils erahnt. Die Kirche aber scheint ihm wenig mit Christus zu tun zu haben. Nehru hat einmal summarisch erklärt: „Die Bergpredigt und modernes europäisches oder amerikanisches Christentum, wie grundverschieden sind die beiden!“ Christus hat also seine unmittelbare Anziehung bewahrt, aber selten werden die Kirchen als die Träger seines Geistes und die Bringer seines Lebens erkannt. Dafür gibt es viele Gründe: Zunächst ist die Kirche eine komplizierte Organisation geworden, mit einem verwickelten Gesetzbuch und einem weitverästelten Lehrsystem. Dem modernen Inder will es nicht eingehen, daß man für das Verständnis Christi und für seine Nachfolge eine so schwierige Apparatur braucht. Wenn er dann anfängt, in den Annalen der Kirche zu blättern, so findet er dogmatische und politische Streitigkeiten ohne Zahl, von denen ihm die meisten sinnlos scheinen;

er findet die Richtstätten der Inquisition, er liest von blutigen Kreuzzügen, und häufig begegnet er diesen Dingen in einseitigen und kirchenfeindlichen Darstellungen. All das kann er mit dem Geist Christi nicht zusammenreimen. Er kommt bei seinem Gang durch die Geschichte in die koloniale Epoche und sieht das Christentum mit der politischen und wirtschaftlichen Hegemonie der Mächte der westlichen Welt und mit der Überheblichkeit der weißen Rasse verbunden. Die Missionen dieser Zeit erscheinen ihm oft nur als die religiöse Seite des westlichen Kolonialismus. Als Wissenschaftler begegnet er z. B. der Ablehnung der Abstammungslehre und kann nicht verstehen, was solche Urteile für das religiöse Leben der Menschen bedeuten sollen. – Es geht uns hier nicht darum, die Berechtigung solcher Einwände nachzuprüfen, sondern einfach um die Tatsache, daß sehr viele Menschen sich aus solcher Sicht ein Bild von der Kirche machen und daß es deshalb für einen modernen Inder zwei ganz verschiedene Dinge sind, sich Christus zu öffnen und sich der Kirche anzuschließen.

Was soll man in dieser Lage tun? Man mag wünschen, daß die Kirche immer mehr im Gewand des Evangeliums erscheine, daß sie mehr Gemeinschaft des Geistes als des Rechtes sei, daß sie sich auch in ihrem Leben mehr an die Gewohnheiten der Völker angleiche; all das ist wichtig und soll geschehen. Man wird aber zugeben müssen, daß die Kirche auch beim besten Willen ihr Gewand nicht so einfach wechseln kann; und vieles, was dem Inder schwer verständlich ist, hängt so stark mit dem Wesen und Leben der Kirche zusammen, daß es davon nicht gelöst werden kann. Außerdem gibt es Hemmungen der Kirche gegenüber, die die Kirche von sich aus nicht zu beseitigen vermag. Viele Inder betrachten den Hinduismus als ein nationales Erbe, dem man nicht entsagen kann, ohne seinem Volk untreu zu werden, und die allgemein anerkannte Lehre von der Gleichheit aller Religionen macht es schwer, den Ernst einer Entscheidung zu erfassen.

Was kann die Kirche also tun? Soll sie sich darauf verlegen, Apologetik zu treiben und diese Einwände theoretisch zu widerlegen? Das muß wohl gelegentlich geschehen; aber es ist sicher nicht der normale Weg. So ist es z. B. ein fast unmögliches Unterfangen, einem Hindu beweisen zu wollen, daß es nur eine wahre Religion geben könne.

Aber es gibt einen Beweis für das Christentum, der allen Menschen zugänglich ist: das lebendige Zeugnis, die christliche Begegnung, die wahre Liebe. Der Inder ist dafür sehr empfänglich.

Man darf nun freilich nicht glauben, daß jede christliche Erziehungsanstalt oder jedes soziale Werk ohne weiteres als christliches Zeugnis erscheint. Die Arbeit allein ist noch kein genügendes Zeugnis; es kommt auf den Geist an, der die Arbeit beseelt. Man hält ganz allgemein die

christlichen Missionare für gute Erzieher und tüchtige Organisatoren, aber man sieht in ihnen viel zu wenig die Männer des Glaubens, die Zeugen der göttlichen Liebe. Die Einzelnen sowohl wie die Institutionen müssen sich viel mehr bewußt sein, daß es entscheidend auf das christliche Zeugnis ankommt, auf die wirkliche Darstellung Christi. Von dieser Sicht her muß man die christlichen Institutionen überprüfen und erneuern.

Das läßt sich ohne große Schwierigkeit auf die caritativen Anstalten anwenden, die ja auch tatsächlich in Indien wohl am meisten zum christlichen Zeugnis beitragen. Hier aber soll etwas von dem viel umstrittenen Werk der christlichen Schulen gesagt werden. Es werden in Indien an christlichen Schulen nicht nur Christen, sondern Tausende von Hindus und Anhänger anderer Religionen erzogen. Was ist das Ergebnis dieser Arbeit? Man hat mit Bitterkeit geklagt, daß auf diesen Schulen kaum Konversionen vorkommen und daß man mit all dieser Arbeit aus den Schülern nicht Christen, sondern nur bessere Hindus oder Mohammedaner mache. Was ist dazu zu sagen?

Man muß von der Tatsache ausgehen, daß die indische Gesetzgebung in staatlich unterstützten Schulen (und das sind fast alle) eine unmittelbar religiöse Unterweisung der Jugend nicht gestattet, wenn sie nicht von den Eltern gewünscht wird – und man muß zugeben, daß ohne den Wunsch der Eltern ein solcher Unterricht auch nicht zu verantworten wäre. Man wird gewiß betonen, daß überall da, wo eine eigentliche Verkündigung Christi möglich ist, die christliche Botschaft mitgeteilt werden muß. Auch ist es oft möglich, und sicher berechtigt, Schüler auf christlichen Schulen in verschiedener Weise mit den Grundzügen des Christentums bekannt zu machen. Aber eine volle christliche Unterweisung ist nicht zu erreichen.

Welchen Sinn hat nun in solcher Lage die Erziehungsarbeit für Nicht-Christen? Man hat sich in den letzten Jahren mehr und mehr dieser Frage mit großem Ernst gestellt – sie wurde in eigenen Seminaren und Konferenzen behandelt – und gibt sich nicht mehr so leicht mit vorläufigen Antworten zufrieden, wie etwa, daß diese Schulen ein gutes Klima für die missionarische Arbeit schaffen. Das ist gewiß wahr, aber nicht ausreichend. Man muß doch den Sinn dieses verzweigten Schulsystems in der Erziehungsarbeit selbst finden, in dem Ertrag, den diese Arbeit bei der Jugend selbst hervorbringt. Worin besteht an diesen Schulen das christliche Zeugnis?

Die gesamte Erziehung muß darauf ausgerichtet sein, den Menschen zu bilden und zu der inneren Reife zu führen, die eine letzte sittlich-religiöse Entscheidung möglich macht. Dieses Ziel muß durch das ganze Erziehungssystem angestrebt werden, in besonderer Weise durch den

Moralunterricht, der nicht nur erlaubt, sondern ausdrücklich gewünscht wird. Über das Ziel dieses Unterrichtes muß man sich freilich im klaren sein: Man muß von der festen kirchlichen Lehre ausgehen, daß Menschen, wenn sie ohne Schuld Christus und die Kirche nicht kennen, durch Gottes Gnade Heil finden können, wenn sie ihrem Gewissen folgen. Nun sind alle diese jungen Menschen in eben dieser Lage: sie gehören einer nicht-christlichen Umgebung an; eine volle Begegnung mit der christlichen Botschaft können sie nicht finden; auch die Schule kann ihnen, wie wir sagten, diese Begegnung nicht voll vermitteln. Eines aber kann für sie getan werden: Man kann sie dazu anleiten, ihrem Gewissen in der rechten Weise zu folgen. Deshalb darf der Unterricht nicht nur begriffliche Kenntnisse vermitteln; er muß auch in einer inneren Führung bestehen. Es ist nicht genug, den jungen Menschen eine allgemeine Idee von Gott zu geben; man muß sie vielmehr anleiten, zu beten, zu vertrauen, Gott zu lieben und, wenn sie gesündigt haben, in Reue wieder zu Gott zurückzukehren. Man muß sie zum Verständnis der Würde des Menschen und seiner Verantwortung führen, mit einem Wort: sie anleiten, diese religiösen Grundhaltungen ins konkrete Leben und in ihre Gemeinschaftsbeziehungen zu übersetzen, in den Geist des Dienstes und der Verpflichtung für die andern, in Treue und Ehrlichkeit hinsichtlich ihres ganzen Verhaltens. So werden sie langsam den Gehorsam gegen Gott, sein Gebot und seine Führung lernen. All das ist in vielen Fällen durchaus möglich, manchmal besser als bei Christen. An vielen Orten hat man schon Einkehrtage oder ganze Exerzitien für Hindus eingeführt, mit erstaunlichem Erfolg. Man könnte und sollte aber wohl noch mehr in dieser Richtung tun. Trotz alledem kann man nicht erwarten, daß solchen jungen Menschen die Notwendigkeit, in die Kirche einzutreten, verständlich wird. Von der sozial bindenden Kraft des Hinduismus kann man sich kaum eine ausreichende Vorstellung machen. Aber wenn einer all das getan hat, dann hat er doch diesen Menschen Christus verkündet, soweit er es eben konnte. In vielen Fällen kommt auch ein positives Verhältnis zu Christus zustande. Auf jeden Fall aber hat man dazu beigetragen, eine innere Haltung zu schaffen, die aus dem Geist Christi stammt, mit Christus verbindet und ein Weg zum Heil ist. Wohin und wie weit dieser Weg den einzelnen führt, das muß man in den meisten Fällen Gott überlassen. – Man soll also solche Schulen nicht als „rein weltliche“ Erziehungsinstitute betrachten, sondern als wahre Zentren religiöser Bildung, wo junge Menschen so weit auf dem Weg des Heils geführt werden, wie es unter den gegebenen Umständen möglich ist.

Hat man durch solche Arbeit, die junge Menschen zu ‚besseren Hindus‘ macht, die missionarische Aufgabe verkehrt? Wenn damit gesagt

werden soll, man habe einen Hindu im Irrtum bestärkt und noch weiter von Christus getrennt, dann würde dieser Vorwurf gewiß zu Recht erhoben. Wenn aber damit gemeint ist, man habe ihm geholfen, in seiner Religion besser nach seinem Gewissen zu leben, in der Erkenntnis Gottes und seines Willens zu wachsen, soweit sie von ihm erkannt werden können; man habe ihn angeleitet, sich von der Gnade Gottes führen zu lassen und einen Weg zu betreten, der ihn zwar noch nicht zum ausdrücklichen Glauben an Christus und die Kirche bringt, wohl aber dem Heil entgegenführt, dann kann von einer Verleugnung der missionarischen Aufgabe nicht die Rede sein. Solches Tun ist keine Verleugnung des missionarischen Berufes, sondern das Hinausgehen über die Grenzpfähle der Kirche, zu den Menschen, da wo sie leben und ihren Weg suchen, um ihnen auf dem Weg zum Heil zu helfen, soweit es eben geht. Das ist eine wahrhaft missionarische Arbeit, auch wenn ihr Ergebnis statistisch nicht erfaßt werden kann.

Wir nannten das Beispiel der Schulen gleichsam als Paradigma für einen Aufgabenkreis, in dem ein christliches Zeugnis zu geben ist und gegeben werden kann, auch wenn eine volle Verkündigung Christi nicht möglich ist. Es gibt immer mehr und immer größere Felder, wo dies der Fall ist, sowohl in den christlichen Ländern wie in den Missionsgebieten. Da sind Weltpresse, die publizistischen Mittel, die großen nationalen und internationalen Organisationen. Es ist undenkbar, über all diese Medien unmittelbar die christliche Botschaft verkünden zu wollen. Es ist aber ebenso aussichtslos, mit unseren kleinen Mitteln in Wettbewerb mit diesen Organisationen zu treten. Sie müssen vielmehr der bevorzugte Ort des christlichen Zeugnisses werden. Christen müssen zur geistigen Orientierung dieser Institutionen beitragen, deren Verantwortungsbewußtsein stärken und die moralischen Wertungen beeinflussen, die für ihre Tätigkeit maßgebend sind. Sie müssen für die Würde des Menschen, für seine Freiheit, für die Gemeinschaft zwischen Menschen und Völkern einstehen. Das erwartet man von ihnen als ihren eigensten Beitrag, auch in nichtchristlichen Ländern. In einem Seminar über Entwicklungshilfe in Delhi unterschied ein Hindu drei Gruppen von Projekten: christliche, nicht-christliche und unchristliche. Die unchristlichen, so sagte er, müßten liquidiert, die nicht-christlichen verchristlicht und die christlichen gefördert werden. Mit ‚christlich‘ meinte er natürlich nicht eine konfessionelle Begrenzung dieser Projekte, sondern ganz einfach den Geist der Gemeinschaft, der Ehrfurcht, des Dienstes, in dem sich die Menschen und die Völker begegnen müssen. Dieses wirksame christliche Zeugnis ist wohl das dringendste Erfordernis in der heutigen Welt.

Man befürchte nicht, daß durch die Betonung des christlichen Zeugnisses die eigentliche Verkündigung Christi vernachlässigt werde. Sie bleibt immer die zentrale Aufgabe der Kirche. Aber sehen wir nicht, daß diese eigentliche Verkündigung oft wenig beachtet wird, daß heutige Menschen die Relevanz der christlichen Botschaft kaum verstehen, daß unter nicht-christlichen Völkern Christentum als eine Randerscheinung angesehen wird, die für das eigentliche Leben der Nation wenig Bedeutung hat? Dieser Mißstand wird nicht dadurch beseitigt, daß wir uns für die Predigt mit besseren Lautsprechern versehen, sondern dadurch, daß die Bedeutung Christi für den Menschen und für die Völker real erfahren wird. Dafür brauchen wir das christliche Zeugnis und den lebendigen Dialog.

Bevor die Kirche das Ostergeheimnis der Erlösung verkündet, muß sie immer wieder das Weihnachtsgeheimnis ihrer Gegenwart unter den Menschen erneuern: „Die Kirche muß sich all diesen Gemeinschaften einpflanzen, gerade so wie sich Christus selbst in der Menschwerdung von der konkreten sozialen und kulturellen Welt der Menschen einschließen ließ, unter denen er lebte“ (Missionsdekret n. 10).

Man sucht in dem Missionsdekret nach einer neuen Orientierung. Sie besteht nicht in erster Linie in einer organisatorischen Verbesserung des Missionswesens, sondern eben in der Haltung der Kirche der nicht-christlichen Welt gegenüber. In dem neuen Verständnis und der tieferen Begegnung mit dieser Welt ist noch ein wesentliches Stück zu dem Selbstverständnis hinzuzufügen, das die Kirche im Konzil sucht. Man teilt gerne die Konzilsarbeit in die beiden Aufgabenkreise ein: Selbstbesinnung und -erneuerung der Kirche, und Neubesinnung auf ihr Verhältnis zur Welt. Aber eben dieses Verhältnis zur Welt darf nicht nur als praktischer Anhang an das Selbstverständnis der Kirche betrachtet werden. Die Sendung zur Welt ist der Kirche so wesentlich, daß ein volles Selbstverständnis der Kirche überhaupt nur möglich ist, wenn sie sich ihrer Sendung ganz bewußt wird und sich ihrer Aufgabe ganz hingibt. Die Kirche kommt zu sich selbst in der Hingabe an ihre Aufgabe. Sie nimmt ihren ganzen Reichtum wahr, indem sie ihn verschenkt; ihrer Weisheit wird sie sich bewußt, wenn sie zum Gespräch mit anderen gezwungen wird, ihr wahres Leben lebt sie, indem sie es verliert, um Christi willen, für die Welt – so hat es doch schon Jesus gesagt.

Deshalb bedeutet die neue Situation der Kirche in der heutigen Welt eine Bereicherung für die Kirche selbst, und für jeden Christen, der mit der Kirche lebt und denkt, denn die Kirche beginnt wieder, in der Welt zu sein, gerade so, wie Jesus unter uns war: Mensch unter Menschen, ohne Prachtgewänder und privilegierte Positionen. Es gibt keine täuschenden

und schützenden Fanfaren mehr, man kann also Verlegenheiten und Unsicherheiten nicht mehr im Gehäuse eines unangreifbaren Lehrsystems verstecken. Wir Christen sind Menschen unter Menschen, beladen mit den gleichen Fragen und Aufgaben wie die anderen, wir haben nur eines voraus – und das ist nicht unser Verdienst: den Glauben, der die Welt überwindet, Jesus Christus ist bei seiner Kirche alle Tage, bis ans Ende der Zeiten, und er wird seine Gläubigen nie allein lassen.

So sollen wir also in der Sendung an die heutige Welt unser eigenes Christsein tiefer verstehen. Die Kirche ist im Strom der Geschichte nicht eine gesicherte Insel, sondern sie hat sich immer als das schwankende Schifflein verstanden, das zu sinken droht, in das aber Christus gestiegen ist, mitten im Sturm. Wir müssen die Geschichte bestehen in der Kraft des Glaubens – wir hätten auch der Welt nichts zu bieten, wenn wir nicht diese Probe bestehen müßten, wie ja auch Christus einer von uns werden mußte, um uns zu lösen. Unsere missionarische Aufgabe besteht darin, der heutigen Welt diesen Glauben zu bezeugen, demütig, weil er ja Gottes Geschenk ist, aber mutig und überzeugend, weil es nur in diesem Glauben Heil gibt.

Die Familiengruppen Unserer Lieben Frau und das Neue Gebot der Liebe*

Henri Caffarel, Paris

Nicht nur die Orden, auch die Laienbewegungen haben innerhalb der Kirche ihre eigene Berufung. Das will sagen, daß jede von ihnen von Gott zu einem besonderen Dienst in der Kirche, zu einer nur von ihr auszufüllenden Funktion berufen ist. Aber das volle Verständnis einer Berufung reift nur langsam und bedarf immer wieder der Besinnung. Es braucht Zeit und Erfahrung, um der verschiedenen Seiten einer Beauftragung und eines

* Der folgende Vortrag wurde vom Verfasser, dem Gründer und Leiter der Equipes Notre-Dame, auf einer Regionaltagung der deutschsprachigen Familiengruppen im September 1965 in München gehalten. Er ist in der Oktobernummer des Mitteilungsblattes der französischen Familiengruppen (*Lettre mensuelle des Equipes Notre-Dame XIX, 1*) erschienen und wurde für unsere Zeitschrift ein wenig überarbeitet.